

Unterhaltungsroman

Wöchentliche Beilage zur Chorner Ostdeutschen Zeitung.

№ 36. 1898.

Das Dreieckirn.

Roman von Hanns v. Spielberg.

(Fortsetzung u. Schluß.)

(Nachdr. verboten.)

„Hier, meine klugen jungen Herren,“ sagte der alte Herr v. Stetten, „stand in der That eine Brücke, wie Ihnen Herr Winkler bestätigen wird, auf dessen Anordnung vor zwei Jahren das Birkengehölz abgeholzt wurde; im Winter darauf fiel die hohe Birke, deren Standpunkt aber auch unser trefflicher Freund nicht mehr ganz genau anzugeben weiß, einem Orkan zum Opfer. Ungefähr bezeichnet jener Stab, den ich gestern anbrachte, die Stelle, an der einst die Birke ihre Zweige ausbreitete. Dort laßt uns zunächst einmal das Weitere verhandeln.“

So, nun wenden Sie einmal Ihre Blicke nach dort!“ er wies mit der ausgestreckten Hand nach Südost, „sehen Sie dort ein hochragendes Lattengerüst? Ja? Schön! Dann lassen Sie sich sagen, daß ich dies Gerüst, anstatt Glemthiere zu jagen, vorgestern errichten ließ — mit Hilfe und Erlaubniß unserer lebenswürdigen Schlossherrin hier, ohne deren Rath ich überhaupt nimmer ausgekommen wäre. Dies Lattengerüst steht genau auf dem Platz, den einst der 1813 abgebrannte Kirchthurm von Karschowo einnahm. Kurt, mein Junge, wenn Du nicht königlich preussischer Major im Generalstabe wärest, möchte ich beinahe sagen: Du machst ein vertheufelt dummes Gesicht!“

„Wahrhaftig, Vater,“ rief Kurt, „Du beschämst uns Alle durch Deinen Scharfsinn!“

Diesmal lachte der Alte ganz vernehmlich: „Na, nur weiter! Seht hier dies Lattengerüst, das Herr Winkler für mich anfertigen ließ. Es ist

genau im rechten Winkel, wie eure mathematisch gebildeten Augen vielleicht bemerken werden.“

Kurt und Dulot hatten das Holzkreuz bereits ergriffen. „Ah, ich sehe, die jungen Herren begreifen allmählich! Gelingt es euch, die Stelle zu finden, von der aus ihr längs des einen Schenkels des rechten Winkels den Hauptthurm des Schlosses, längs des anderen den einstigen Kirchthurm von Karschowo anvisirt, so muß die Birke fast genau auf dem Schnittpunkt der beiden Schenkel gestanden haben — was? Die Rechnung stimmt, denke ich!“

Der Greis lachte fröhlich, als die beiden jungen Herren sich hübsch artig auf der Wiese

niederkauerten und mit dem Holzwinkel zu hantieren angingen. Wohl eine Viertelstunde schoben sie die Latten bald rechts bald links, dann rief Kurt plötzlich: „Ich hab's! Ueberzeuge Dich selbst, Vater, es stimmt auf's Haar. Wie bei der Rippregel das Fadenkreuz, geht der eine Schenkel des Winkels gerade durch die Oberstange Deines famosen Gerüstes!“

Jetzt knieten auch der alte Herr und der Gartendirektor nieder. In der That — die Linien deckten sich genau. Trotzdem hielt es Jener für angemessen, die übersprudelnde Siegesgewißheit der Jugend etwas zu dämpfen: „Frohlocken wir nicht zu früh. Wir haben keine Gewißheit, ob der Vicomte Labourd damals den rechten Winkel nicht falsch gemessen hat; das aber würde unsere ganze Mühe zu nichte machen. Wir müssen eben suchen, also die Spaten zur Hand!“

Genau zwanzig Schritte in südlicher Richtung von dem gefundenen Standpunkt wurden abgemessen, dann senkten sich die Spaten in die Erde, und selbst Dulot mit seiner einen Hand mühte sich, mit theilzunehmen am Werke. Die Gesichter glühten vor Erregung, die grünen Nasenschollen flogen nur so durch die Luft, und immer höher thürmte sich der Erdhaufen neben den Arbeitenden, die auf des Gartendirektors Rath zunächst einen schmalen, aber tiefen Graben aushoben, um trotz etwaiger Messungsfehler nicht an der Schatzkammer vorbeizugehen.

Etwa zehn Minuten mochten sie schaufeln, als Kurt und Dulot fast zu gleicher Zeit mit ihren Spaten auf einen festen Gegenstand stießen. Wieder flogen die Schollen — dann stieß Dulot einen Freudenschrei aus: „Da ist der eiserne Deckel!“

Alle umdrängten den Glücklichen, selbst die Gräfin erhob sich aus ihrem Krankenzuge, um sich über die Grube zu beugen. Wahr-



Schlammpringer, auf trockenes Land springend und kletternd. (S. 283)

haftig! Da zeichnete sich im Grunde, zwischen den schwarzen Erdwällen, ein erzener Kasten deutlich erkennbar ab, und als Dulot mit der Schaufel von dem rostigen Deckel die Erde abklopfte, wurde der kaiserliche Adler erkennbar.

Jetzt ergriff selbst den immer bedächtigen alten Herrn der Eiser. Mit schnellen Spatenstichen wurde die Erde rings um den Kasten gelockert, und schon schälten sich auch die Umrisse des zweiten größeren Behälters aus dem Boden.

Der Gartendirektor war nach dem Schloß zurückgeeilt und holte einen kleinen Handwagen und Stricke nebst wichtigen Hebebäumen. Mit vereinten Kräften wurden die schweren Kästen aus ihrem Versteck herausgehoben und auf den Wagen verladen.

Eine Viertelstunde später umstanden die glücklichen Kinder in dem abgeschlossenen Vorraum der Parkfront des Schlosses die beiden Eisenkästen. Mit wenigen energischen Schlägen sprengte Kurt die Schösser.

Der alte Herr v. Stetten hatte das Protokoll zur Hand genommen. Und nun entstieg die juwelenbesäumten Goldbleche von Mostau der Verborgenheit. Schimmernd schälte sich aus ihrer halbvermoderten Tuchhülle die Kiste der iberischen Mutter Gottes, nacheinander erstanden die goldenen rubinengeschmückten Platten, die einst die Hochaltäre der Uspenski Sobor, der Kremkathedrale, geziert hatten, der ehrwürdige Schmuck der Jungfrau von Kasan, die Kreuze und Kelche aus den Kirchen der alten Zarenstadt. Staunend sahen die Freunde, schaute auch die Gräfin auf die unermeßlichen Reichthümer, auf die fast barbarische Ueberfülle von funkelnden Juwelen, auf die massiven schweren Tafeln aus Edelmetall mit ihren seltsamen Schriftzeichen, den gähnenden Oeffnungen für die fehlenden Bilder, den Strahlenkränzen und Arabesken.

Schwer aufathmend hielten endlich Dulot und Kurt inne in der Arbeit. Deutlich stand auf ihren erregten Mienen zu lesen: „Was nun?“

Was nun?

Da trat der alte Stetten an den Kasten heran, der die Rißen so lange und so gut geborgen hatte, und sagte ernst: „Freuen wir uns, daß es uns gelungen ist, den Schatz zu heben. Unsere nächste Ehrenpflicht wird es sein, ihn seinen rechtmäßigen Eigenthümern wieder auszuliefern. Sie gehören nach Mostau. Ich werde selbst noch heute zu Seiner Majestät dem Zaren aufbrechen, sie ihm zu überantworten.“

In Petersburg erregte die Ankunft des greisen preussischen Edelmanns mit den längst verloren geglaubten Kirchenschätzen ungeheures Aufsehen. Der Zar empfing ihn sofort persönlich und ließ sich über die wunderbaren Schicksale der Rißen berichten. Als er ihm seinen Dank aussprach, befahl er zugleich, daß der Bestand der mitaufgefundenen napoleonischen Kriegskasse zwischen dem Major v. Stetten und dem Kapitän Dulot getheilt werden solle. Die Hunderttausende fränkischen Goldes bildeten den Hochzeitschatz Jakobäa's und Louison's.

Madame de Bernier, Dulot und seine geliebte Gattin blieben dauernd in Gortschin. Im Frankreich der Bourbonen wollten sie nicht leben. Auch die greise treue Madeleine trennte sich nicht von ihnen, obwohl sie manchmal sehnsüchtig an ihr sonniges Frankreich zurückdachte.

Alljährlich einmal im Spätsommer fanden sich auf den Besitzungen der Gräfin auch die Kremmroder ein. Kurt hatte, sehr zum Leidwesen seiner Vorgesetzten, den Abschied genommen, um sich ganz der Bewirthschaftung seiner Güter zu widmen. So aufopfernd er dem Vaterlande im Kriege gedient hatte, im Frieden wollte er als richtiger Landedelman auf seiner Scholle leben.

Wie im Sommer die Kremmroder nach Gortschin, so kamen die Gortschiner im Herbst nach Kremmrode. Sophie Potocka mußte ja alljährlich die Berliner Aerzte aufsuchen, denn sie erholte sich niemals völlig von ihren Leiden, die sie mit Standhaftigkeit trug. Jedesmal aber, sobald es ihre Gesundheit erlaubte, fuhr sie von der preussischen Hauptstadt nach dem märkischen Landgut hinüber und verlebte wenigstens einige Tage im Kreise der lieben Freunde. Und ihre größte Freude war, wenn die drei munteren Buben Kurt's sie umspielten, Kurt's „Dreigestirn“, wie er die frischen Jungen wohl mit stillem frohen Lächeln zu nennen pflegte.

Das Dreigestirn!

Er träumte noch immer gern, der sonst so ernste, männliche Kurt v. Stetten. Wenn er am Fenster seines Arbeitszimmers saß und hinauschaute über die wogenden Kornfelder der Heimathserde, dann stiegen wohl aus den Schatten der Erinnerungen die drei holden Frauengestalten vor seinem geistigen Auge empor, die so entscheidend in sein bewegtes Leben eingegriffen hatten: Louison — Sophie — Jakobäa!

Noch immer standen sie seinem Herzen nahe, die klassisch schöne Griechin, wie die anmuthvolle, lebenswürdige Französin, aber aus dem Kausche der Leidenschaft hatte sich ihnen gegenüber das reine und edlere Gefühl inniger Freundschaft gestaltet, und geblieben war in seiner Brust nur die tiefe und wahre Liebe für sein Weib, für Jakobäa, die Mutter seiner Kinder!

Auf dem felsigen Hang von Longwood, auf der Höhe der ozeanumbrandeten Insel Saint Helena, stand in stiller Abendstunde der Kaiser Napoleon, den man jetzt wieder den General Bonaparte nannte. Der gewaltige Mann, der allein ganz Europa gegenüberstanden und von diesem nur mit größter Anstrengung besiegt worden war, stand jetzt einsam und verlassen, immer noch, wie in glücklichen Tagen, das Haupt bedeckt mit dem dreieckigen Hut des kleinen Korporals, auf dem weltentlegenen Eiland und schaute über die dunkle Fluth zum sternklaren Himmel empor. Er schaute empor und sann und sann.

Versunken waren Glanz und Herrlichkeit, erloschen für immer das stolze napoleonische Dreigestirn, der leuchtende Stern der Macht und der Größe.

Nur ein Stern strahlte noch immer in hellem Glanze am Nachthimmel, und keine Wolke sollte ihn verdunkeln: der letzte des Dreigestirns — der Stern des Ruhms!

Wer durfte ihm, dem Gewaltigen, das Recht der Unsterblichkeit nehmen, daß er in Flammenschrift auf den erzernen Tafeln der Geschichte eintrug?

Und über das eiserne Gesicht glitt ein Lächeln, wie der letzte Abglanz der Abendsonne auf den Firnsfeldern des Montblanc. Auch er gehörte zu jenen Großen, deren Haupt in einsamer Höhe über all seine Umgebung herausragt. Er wußte es, er hatte einem Erdtheil neue Wege vorgezeichnet, und sein Name würde fortleben, wie der Alexander's des Großen, durch die Jahrtausende.

6 n d e.

Die Liebe überwindet Alles.

Eine Geschichte nach dem Leben. Von A. Bertshold.

1.

(Nachdr. verboten.)

Im Wartezimmer des Direktors eines Privatdetektive-Instituts harreten verschiedene Personen, bis die Reihe an sie kam, um dann einzutreten und ihre Angelegenheiten vorzutragen.

Unter diesen Wartenden befand sich eine

schwarz verschleierte Dame, die sich ängstlich in dem fernsten Winkel des Zimmers hielt, damit man ihr, übrigens tief verschleiertes Gesicht nicht zu erkennen vermöge. Sie sah jedesmal aufmerksam nach der Thür, wenn in dieser die Gestalt des Direktors erschien, der jedesmal mit verbindlicher Handbewegung erklärte: „Die nächste Partei, wenn ich bitten darf!“

Endlich, nachdem die Dame ungefähr drei Viertelstunden gewartet hatte, kam auch sie an die Reihe. Sie betrat das Zimmer des Direktors, und hinter ihr schloß sich die Thür zum Wartezimmer.

Die Eingetretene nestelte von dem hinteren Theil ihres Hutes den Schleier los, den sie mehrfach umgeschlungen hatte, und der sie beim Sprechen behinderte. Man sah nunmehr das Gesicht einer jungen Frau, das zwar nicht besonders hübsch zu nennen war, aber doch einen gewinnenden Ausdruck und insbesondere ein Paar sehr klug und freundlich blickender Augen besaß.

Der Direktor lud die Dame mit einer Handbewegung ein, auf einem Sessel an seinem Schreibtische Platz zu nehmen.

„Was führt Sie zu mir?“ fragte er.

Die junge Frau schien sich in großer Erregung zu befinden; sie suchte anscheinend nach Worten, ihre Hände, die den Schleier zusammenfalteten, zitterten, als sie sich niederlegte, und endlich brachte sie mühsam die Worte hervor: „Ich habe mich lange geirrt, den Schritt zu unternehmen, den ich jetzt thue; schon längst wollte ich hierher kommen, um mir Rath und Hilfe zu holen, aber es hielt mich etwas zurück. Verzeihen Sie meine Verwirrung, aber es ist mir nicht gleichgiltig, was ich thue.“

Der Direktor hatte erst einen Augenblick gelächelt, als die Dame ihre Anleitung begann, denn fast mit denselben Worten hatte er diese schon sehr häufig gehört; als die Dame aber um Entschuldigung wegen ihrer Erregung bat, sagte er freundlich und verbindlich: „Bitte, beruhigen Sie sich etwas und tragen Sie mir dann Ihre Angelegenheit vor. Sie können volles Vertrauen zu mir haben und sprechen, als wäre ich ein guter Bekannter von Ihnen. Sie kommen ja hierher, um Hilfe zu suchen, und ich bin gern bereit, Ihnen solche zu gewähren. Ich gewähre sie ja Jedermann; es ist das mein Beruf, um nicht zu sagen mein Geschäft.“

Die junge Frau schien sich durch diese freundlichen Worte zum Reden ermuntert zu fühlen und sie begann, erst etwas stockend, dann aber immer fließender: „Ich bin seit vier Jahren verheirathet und lebe in einer recht glücklichen Ehe. Dieselbe ist durch einen Heirathsvermittler zu Stande gekommen. Ich muß das voraussetzen, um Ihnen klar zu machen, daß ich über das Vorleben meines Gatten nicht unterrichtet bin. Ich habe aber meinen Mann achten, schätzen und lieben gelernt und bin ihm von ganzem Herzen zugethan. Gerade die Liebe zu meinem Manne veranlaßt mich jetzt, zu Ihnen zu kommen und Sie um Hilfe zu bitten. Ich sehe ein unheilvolles Etwas heraufziehen, das meinen Gatten zu bedrohen scheint, und durch das ich und unsere beiden Kinder ebenfalls bedroht werden. Ich befinde mich seit Monaten in einem Zustande der Angst und des Schreckens und möchte gern Gewißheit haben, koste es auch, was es wolle. Ich kann meinen Gatten nicht länger leiden sehen. Ich habe versucht, in das Geheimniß meines Gatten zu dringen, ich habe ihm Andeutungen gemacht, ihn direkt gefragt, aber ich bin erschrocken über die Wirkung, die meine Frage bei ihm hervorgerufen hat. Und doch muß ich Gewißheit haben, eben weil ich ihn liebe, weil ich nicht will, daß sein Glück, das meine und das unserer Kinder schließlich vernichtet werden soll, ohne daß ich Alles aufgegeben habe, es zu verhindern, und ohne einen

Versuch gemacht zu haben, das Geheimniß zu lösen."

"Sie verzeihen," sagte der Direktor, "wenn ich Sie unterbreche. Handelt es sich um eine Dame, die der Störenfried ist — vielleicht um ein unerlaubtes Verhältniß Ihres Gatten?"

Die Klientin erröthete. "Nein, nein!" sagte sie hastig. "Nein, ich bitte Sie, meinem Gatten kein Unrecht zu thun. Aber gerade, weil ich volles Vertrauen zu ihm habe, ist es mir schrecklich, daß ihn ein Geheimniß drückt, das er mir nicht anvertrauen darf. Es handelt sich um etwas Anderes."

"Sie müssen mir meine Frage verzeihen," entgegnete der Direktor; "ich habe sie nicht aus Neugierde gestellt. Aber in neun unter zehn Fällen handelt es sich, wenn Damen meine Hilfe in Anspruch nehmen, um dergleichen, und ich wollte mich nur unterrichten. Sie gestatten mir aber, meine Gnädige, daß ich jetzt ein paar weitere Fragen an Sie stelle. Sie brauchen mir den Namen Ihres Gatten nicht zu nennen, aber bitte, sagen Sie mir, was er ist."

"Mein Gatte ist Amtsrichter," erklärte die Klientin, "Amtsrichter seit zwei Jahren; als wir vor vier Jahren heiratheten, war er Assessor."

"Nun bitte, fahren Sie fort," erklärte der Direktor. "Es ist das Wichtigste, zu wissen, in welcher Lebensstellung sich Jemand befindet, wenn es sich um Geheimnisse handelt, die seine Person betreffen."

"Ich betone abermals," sagte die junge Frau, "daß unsere Ehe vom ersten Anfang an eine glückliche war; nichts störte uns, und ich war um so seliger, als ich von Tag zu Tag meinen Mann mehr achten und lieben lernte und auch sah, daß ich ihm theuer wurde, und daß er mir mit aufrichtiger Herzlichkeit zugethan war. Der jetzt verstorbene Vater meines Gatten war Beamter und nicht vermögend. Alfred, das ist der Name meines Gatten, hat mir offen gestanden, daß die Verbindung mit mir zuerst für ihn nur eine Spekulationsheirath gewesen sei, ich weiß aber, daß ebenso offen und wahr auch seine Erklärung ist, daß ich ihm theuer geworden sei, und daß er mich wirklich liebe. Ich achte und schätze diese Offenheit an meinem Gatten; um so mehr muß ich aber das Geheimniß bedauern, das sich jetzt zwischen ihn und mich zu drängen scheint."

Es war ungefähr ein Jahr nach unserer Verheirathung, als eines Tages ein Besuch kam, über den ich einigermassen erstaunt war. Es war ein Mann in gleichem Alter mit meinem Mann, aber etwas verwahrlost, schäbig in der Kleidung, wie es schien dem Trunk ergeben und mit einem Gesicht, auf dem die Spuren eines wüsten Lebenswandels nur zu deutlich standen. Mein Mann stellte ihn mir vor als einen früheren Studiengenossen, und ich fand allerdings, daß der Fremde bei aller Heruntergekommenheit ein gewisses vornehmes Auftreten und eine nicht unbedeutende Bildung besaß. Der mir etwas peinliche Besuch blieb nur einen Tag bei uns, und als er fort war, erklärte mir mein Mann, daß der frühere Studiengenosse Unglück gehabt habe und aus der Carriere gekommen sei. Er habe nicht die moralische Kraft gehabt, sich aufzuraffen, aber es sei ihm nichts vorzumerken, als daß er etwas verbummelt sei, wie dies leider vielen Menschen auf der Universität ginge, die nicht verstanden, im richtigen Augenblick das lockere Leben aufzugeben und sich ernstlichen Studien zu widmen.

Ungefähr nach einem Jahre kam dieser Besuch wieder, und ich entsetzte mich geradezu, als ich ihn im Zimmer meines Gatten erblickte. Der Mensch sah noch heruntergekommen aus als früher. Meinem Manne schienen es unangenehm zu sein, daß ich den Besuch sah, und er fertigte ihn rasch ab. In dem letzten Jahre nun haben sich die Besuche dieses eigenthümlichen Menschen

wiederholt; er kommt häufiger als je, und nach meiner festen Ueberzeugung stellt er beständig Geldforderungen an meinen Mann. Mein Onkel hat bei der Festsetzung des Heirathskontrakts mir die Verfügung über mein Vermögen gewahrt. Ich bin meinem Gatten gegenüber indeß nicht engherzig, denn ich müßte ihn zu wenig lieben und achten, wenn ich ihn unter meine Vormundschaft stellen wollte, soweit es sich um Geld handelt. Mein Mann hat die Verfügung über Summen, die den Haushalt und die übrigen Ausgaben betreffen, er bezieht sein ganzes Gehalt lediglich für seine Person, und doch ist er in letzter Zeit immer in Geldverlegenheit gewesen. Er hat mich wiederholt gebeten, ihm mit Geld auszuweichen, ja er hat von mir größere Summen beansprucht, die mehrere tausend Mark betragen. Er hat mir auch zugeschworen, daß diese Summen die letzten sein würden, die er von mir verlange, und doch war dies nicht der Fall, denn neuerdings hat er mich wieder um Geld gebeten, und ich versichere Sie, allein die Art und Weise, wie ich meinen Mann sich mir gegenüber gewissermaßen winden und drehen sah, um unter irgend einem Vorwande das Geld von mir zu erhalten, thut mir in der Seele weh. Meine feste Ueberzeugung ist, daß der fremde heruntergekommene Mensch die Summen von meinem Manne fordert und erhält.

Ich habe meinen Mann gefragt, ob dieser verkommene Mensch vielleicht ein Verwandter von ihm sei, gegen den er Verpflichtungen habe; mein Mann hat es verneint. Ich habe ihn gefragt, ob er irgend welche andere Verbindlichkeiten gegen ihn habe; er hat es ebenfalls geleugnet. Aber sein ganzes Benehmen war derart, daß ich in großer Sorge um ihn bin. Mein Mann verliert, wie ich merke, alle Lust am Leben, er ist einfüßig und schweigsam geworden, während er früher sehr heiter und lebenslustig war. Ich merke, daß ihm der Schlaf fehlt, daß ihm das Essen nicht schmeckt und daß ihn irgend etwas bedrückt, daß ihn irgend etwas bedroht, dem er sich nicht entziehen kann. Daß ich unter solchen Umständen mich in großer Aufregung befinde, daß ich schwer leide, wenn ich den Mann tief unglücklich sehe, den ich liebe, können Sie sich wohl denken. Ich komme nun zu Ihnen, um Sie zu bitten, mir zu helfen. Suchen Sie die Sache aufzuklären. Ich will Gewißheit haben, koste es, was es wolle. Ich bin mit mir zu Rathe gegangen und habe mir gesagt, daß ich meinen Mann so sehr liebe, daß ich ihm selbst das Schlimmste verzeihen würde, wenn es vor unserer Ehe geschehen ist. Ich kann mich ihm nicht aufdrängen, ich kann sein Vertrauen nicht erzwingen, vielleicht aber — und das hoffe ich zuversichtlich — kann ich ihm helfen, wenn ich nur erst weiß, um was es sich handelt."

"Sie thun recht," sagte der Direktor warm. "Seien Sie überzeugt, ich werde mir alle Mühe geben, um hinter das Geheimniß zu kommen; ich vermute, Sie haben einen richtigen Verdacht."

"Noch eine Frage," sagte die junge Frau. "Wenn etwas an dem Vorleben meines Mannes bekannt werden würde, was — was von ihm ein Unrecht gewesen wäre, so schadet ihm das doch nichts, wenn Sie die Entdeckung machen?"

"Nein, gnädige Frau," erklärte der Direktor, "nicht im Geringsten. Was wir erfahren, bleibt Geheimniß zwischen Ihnen und uns, und wenn ich Ihnen einen vertrauten Beamten zur Hilfe beigebe, so verbürge ich mich für dessen Verschwiegenheit. Ich habe nicht die geringste Veranlassung, Jemand zu denunziren, selbst wenn ich ein Vergehen entdecken sollte. Sie sind also vollständig sicher. — Nun aber gestatten Sie mir noch einige Fragen. Wann glauben Sie, daß der nächste Besuch des geheimnißvollen Mannes bevorsteht?"

"In den allernächsten Tagen."

"Gut," erklärte der Direktor, "dann geben Sie Acht, wann er in Ihr Haus kommt. So wie Sie bemerkt haben, daß er sich in dem Zimmer Ihres Mannes befindet und mit ihm unterhandelt, schreiben Sie Ihren Namen unter diese Karte, stecken sie in ein Couvert und schicken sie durch einen Dienstmann, den Sie natürlich möglichst rasch aufzufinden suchen müssen, an mich. Vor Ihrem Hause wird dann binnen kurzer Zeit einer meiner Agenten stehen, ich werde Ihnen den besten und tüchtigsten geben. Derselbe ist augenblicklich nicht zur Hand, aber wollen Sie sich gefälligst diese Photographie ansehen. Der Mann hat graue Bartfoteletten und hier einen eigenthümlichen Zug um Augen und Mund — wir nennen das den Kriminalstempel. Er ist von großer, stattlicher Figur und elegant gekleidet. Stellen Sie sich dann an jenem Tage an das Fenster und warten Sie, bis der Besuch das Haus Ihres Gatten verläßt; wenn mein Agent, der gegenüber steht, den Hut lüftet, so nickt Sie. Es ist das Zeichen für ihn, daß der Mann, der aus dem Hause kommt, der richtige ist. Dann treten Sie vom Fenster zurück, und die ganze Angelegenheit ist für Sie erledigt. Ich stelle es Ihnen anheim, mir jetzt schon Ihren Namen zu nennen; Sie müssen es ja doch thun, wenn Sie mir eine Nachricht zukommen lassen."

"Ich bin," sagte die Dame leise, "die Frau des Amtsrichters Alfred Lauffert, ich heiße Betty, geborene Horn. Wir wohnen Kaiserstraße 18. Darf ich fragen, was ich an Vorschuß zu zahlen habe?"

"Nichts, gnädige Frau," erklärte der Direktor; "wir ziehen erst Vorschüsse ein, wenn die Angelegenheit in Gang gekommen ist und größere Summen nöthig sind. Bitte, wollen Sie durch diese Thür das Sprechzimmer verlassen, Sie brauchen nicht durch das Vorzimmer zu gehen. Sie treffen Niemand auf der Treppe," erklärte der Direktor, als die Dame sich wieder verschleierte.

Dann begleitete er sie bis zur Thür, und im nächsten Augenblicke öffnete er die Thür zum Vorzimmer und rief: "Die nächste Partei, wenn ich bitten darf."

(Fortsetzung folgt.)

Der Schlammpringer.

(Mit Bild auf Seite 281.)

Einer der merkwürdigsten Fische ist der Schlammpringer, der geradezu eine amphibische Lebensweise führt, indem er ebensoviel außerhalb des Wassers lebt als in demselben. Insbesondere geht er auch auf dem Lande seiner Nahrung nach und vermag sogar auf Bäume zu klettern. Der Schlammpringer, dessen Landleben uns das Bild auf S. 281 vorführt, ist ein 16 Centimeter langer Fisch von sehr verschiedener Färbung, meist auf hellbraunem Grunde mit silbernen und braunen Flecken geziert. Die erste Rückenflosse ist durch prächtige Flecke und Binden einem Schmetterlingsflügel ähnlich; die zweite Rückenflosse trägt ein weißes, schwach gesäumtes Längsband. Die Heimath dieses Fisches ist die Küste von Kamerun, das Rothe Meer, der Indische Ozean und der westliche Theil des Stillen Ozeans. Die Brustflossen sind eigenthümlich ausgebildet, indem die den Handwurzel entsprechenden Theile von starken Muskeln umgeben aus der Haut hervorragen, so daß sie wie Füße zum Hüpfen und Klettern sich benutzen lassen.

Deutscher Turnunterricht in Togoland.

(Mit Bild auf Seite 284.)

Wie Kamerun, so hat auch das deutsche Schutzgebiet Togoland an der westafrikanischen Sklavensüste in Togo eine deutsche Reichsschule. Die Unterrichtsgegenstände der schwarzen Jugend sind: Lesen, Schreiben, Rechnen, Anschauungsunterricht, Singen und Turnen. Das Turnen beginnt, wie bei uns, mit Freiübungen, Armbewegungen (s. das Bild auf S. 284),

Rumpfbeugen, Kniebeugen und Knieheben, Spreizen. Daran schließen sich Marschübungen, Marsch mit Wendungen und Marsch in Gliedern, letzterer auch mit Gesang. Dann werden Barren und Reck aufgestellt und vorerst hauptsächlich am Barren geturnt. Später übt man auch das Stabturnen: einfache Griffe, Stabschwung und Stoß im Stand und in Kniebeuge. Endlich werden die Schüler in allerlei Übungen zur Muskelstärkung und Erzielung von Gewandtheit unterwiesen, worunter das Ringen oben an steht.

Eine Wäscherei in Neapel.

(Mit Bild auf Seite 285.)

Die Behörden der schönen Golfstadt Neapel haben seit alter Zeit dafür gesorgt, daß die Frauen und Mädchen bequem waschen können. In Hunderten von Winkeln der übervolkreichten Stadt befinden sich Tröge mit fließendem Wasser. Da sieht man denn, wie auf unserem Bilde S. 285, die dunkelhaarigen Frauengestalten mit den braunen Gesichtern und den lebhaften, feurigen Augen alle nur denkbaren Wäschestücke oft in der fragwürdigsten Gestalt hin und her durch das Wasser ziehen, auf Steinen schlagen und auf Brettern reiben — Seife, die zu viel kostet, darf nur äußerst wenig verbraucht werden — und dabei sich so eifrig unterhalten, als ob das Wohl und Wehe der ganzen Welt hier abgewogen und berathen würde. Eigenthümliche Steingefäße, wie man sie auch in Pompeji ausgegraben hat, dienen den Wäscherinnen zum Reinspülen des Linnenzeuges; die Stacheln der Aloe und des Kaktus ersetzen meist die Wäschehammern. Trotz des vielen Schwagens geht die Arbeit munter von Statten.

Die Bardarelli.

Eine Episode aus der italienischen Geschichte.

Von A. Oskar Klausmann.

(Nachdruck verboten.)

Am einem Septembertage des Jahres 1817 befand sich die Stadt Foggia in der italienischen Provinz Capitanata in gewaltiger Aufregung, und Menschenmassen sammelten sich in den Straßen, um den Einzug der „Bardarelli“ mit anzusehen, welche zur Musterung in die Stadt kommen sollten. Wenn irgend etwas dazu dienen konnte, die entsetzlichen Zustände des südlichen Italiens, des sogenannten Königreichs beider Sizilien, unter der Herrschaft der korrupten Bourbonen auch dem unbefangenen Zuschauer klar zu machen, so war das dieser Einzug der Bardarelli, denn er bedeutete den Triumph einer Räuberbande über das Gesetz.

Gaetano Bardarelli, ein Bauersohn, war Soldat in der Armee Murat's gewesen, desertirt und nach Sizilien geflohen. Hier beging er eine Reihe von schweren Verbrechen und war gezwungen, zu seiner Sicherheit nach dem Festlande von Italien zurückzukehren. Um seinen Lebensunterhalt zu fristen, wurde er ein Brigant im Solde der Bourbonen. In vielen Gefechten zuerst glücklich gegen die Truppen Murat's, wurde er schließlich doch geschlagen und mußte wiederum nach Sizilien fliehen, wo die Bourbonen sich noch immer behaupteten. Dort wurde Bardarelli als „Patriot“ und Parteigänger des legitimen Königthums mit offenen Armen aufgenommen. Er trat in die königliche Garde ein, brachte es bis zum Sergeanten und kam im Jahre 1815 nach Neapel zurück. Eine Offiziersstelle war ihm in der nächsten Zeit versprochen worden, aber das ruhige Leben paßte ihm nicht, er sehnte sich nach Gefahren und Reichthum. Er desertirte also abermals und begründete in der Provinz Capitanata eine neue Räuberbande.

und berühmteste, und fast sagenhaft war der Ruf, den er besonders bei der ärmeren Bevölkerung binnen kurzer Zeit erlangte. Er war freigebig gegen Arme, grausam gegen Reiche. Zwei seiner Brüder und drei Vettern bildeten den Kern seiner Truppe und halfen ihm, die anderen vierzig bis fünfzig Räuber zu beherrschen und im Zaum zu halten. Nur so war es ihm möglich, mit aller Strenge die Gesetze der Bande aufrecht zu erhalten. Jede Ungehörigkeit wurde mit Züchtigung geahndet, jede Feigheit mit dem Tode. Sämmtliche Mannschaften der Bande waren beritten, sie griffen schnell an, zogen sich schnell zurück, marschirten, wenn es nothwendig war, Tag und Nacht, theilten sich zu verschiedenen Zeiten in verschiedene Gruppen, welche gleichzeitig hier und dort auftauchten, und verbreiteten dadurch Schrecken unter der Einwohnerschaft, weil man annahm, die Räuberbande stehe mit dem Teufel im Bunde und könne sich verdoppeln und verdreifachen.

Die Regierung sah endlich ein, daß mit gewöhnlichen Mitteln der Bande nicht beizukommen sei. Die geringe Zahl von Soldaten, die zur Verfolgung der Bande ausgesandt wurden, wagte es gar nicht, diese anzugreifen. Die ärmere Bevölkerung stand im Geheimen auf Seiten der Räuber, und so beschloß denn die Regierung, da es mit Gewalt nicht ging, die Bardarelli durch List und Verrath zu vernichten.

Es wurde nun mit den Räubern,

gleichwie mit einer anerkannten kriegsführenden Macht, ein Vertrag abgeschlossen, laut welchem sie als Gendarmen in die Dienste der Regierung treten sollten, und heute kamen nun die Bardarelli nach Foggia, um den Eid der Treue dem Beamten der Regierung zu leisten.

Gegen Mittag verkündete das Geschrei der Menge, daß die Bardarelli sich näherten. Sie erschienen, zweiundfünfzig Mann stark, auf wunderschönen Pferden, in prächtigen Kostümen und in reicher und guter Bewaffnung. Sie machten vollständig den Eindruck einer Elitetruppe und leisteten in Bezug auf Eleganz und gutes Aussehen das Menschenmögliche. Die Bevölkerung klatzte Beifall und empfing die ehemaligen Räuber mit fröhlichen Zurufen. Auf dem Platz vor der Kathedrale marschirten die Bardarelli auf, und der Kommandant der Capitanata, General Amato, erwartete, umgeben von seinem Stabe, den Räuberhauptmann.

Bardarelli hatte seine Truppe in zwei Gliedern aufmarschiren lassen, dann befaß er abzusteiern, und mit dem Hute in der Hand näherte



Deutscher Turnunterricht in Togoland. (S. 283)

Die Capitanata liegt an der Küste des Adriatischen Meeres, am Osthang der Apenninen, von denen sich einzelne Ausläufer in Hügeln bis zur Stadt Foggia hinziehen. Im Osten erhebt sich das Garganogebirge, im Süden und Westen der Provinz aber findet man weite Flächen, auf denen Ackerbau und Viehzucht blüht. Für Räuberbanden gab es kein herrlicheres Land als die Capitanata. Ihre Schlupfwinkel hatten die Räuber in den Bergen, und aus der Ebene verproviantirten sie sich, oder sie holten mit Gewalt Waffen, Munition, Lebensmittel und Pferde den Besitzern fort. So willkommen nun auch den Bourbonen diese Räuberbanden gewesen waren, solange dieselben für sie fochten, so unbequem wurden sie ihnen, nachdem die alte Herrschaft wieder hergestellt war. Dazu kam, daß die Regierung nicht im Stande war, die Ebene zu schützen, geschweige denn in das Gebirge vorzudringen, wo die zahlreichen Räuberbanden sich daher vollkommen als Herren betrachten konnten.

Bardarelli mit seiner Bande wurde unter allen Räuberhauptleuten jener Zeit der gefürchtetste



Eine Wäscherei in Neapel. (S. 284)

er sich dem General, um bei ihm das Eintreffen der Truppe militärisch zu melden. Mit freudlichem Lächeln dankte der General, schüttelte dem Räuberhauptmann die Hand und schritt durch die Reihen der Räuber und jetzigen Gendarmen, um sie zu mustern und sich von ihrer vorzüglichen Bewaffnung zu überzeugen. Dann lud er die Bardarelli zu einem Festmahl ein, das auf offenem Marktplatz gehalten wurde, und an dem die ganze Einwohnerschaft theilnahm.

Die Bardarelli bestanden fast ausnahmslos aus jungen Leuten. Wer Mitglied der Räuberbande werden wollte, mußte seine ganze jugendliche Kraft besitzen, um die Strapazen zu ertragen, die ihm täglich zugemuthet wurden. Einer der jüngsten unter den Briganten war Bruno Celli, ein Mann im Anfang der Zwanziger, mit einem Gesicht, das ihn von dem größten Theil seiner Genossen unterschied. Es lag nichts darin, was an einen Verbrecher gemahnte.

Sein Blick war wiederholt über die Menge geschweift, während der General die Bardarelli auf dem Marktplatz von Foggia bewirthete. Plötzlich fühlte er, wie Jemand ihm mit dem Finger auf die Schulter tippte. Als er sich umwandte, sah er einen kleinen Mann vor sich stehen, welcher ihm mit den Worten: „Sei gegrüßt, Bruno, in der Heimath,“ die Hand reichte.

Bruno war aufgesprungen und ergriff die Hand, die ihm geboten wurde. „Also doch Einer,“ rief er, „der sich meiner erinnert, Einer, der mich wiedererkennt! Und doch sind es erst zwei Jahre her, daß ich als ein Flüchtling Foggia verlassen mußte. Ich danke Dir, Giuseppe Piazzì.“

„Du hast Dich verändert,“ sagte Piazzì, „sehr verändert! Du bist älter und männlicher geworden. Aber es denken noch mehr Leute Deiner, zum Beispiel Deine Mutter, Bruno!“

Der junge Mensch fuhr bei diesen Worten zusammen. „Meine Mutter?“ murmelte er. „Du redest Anfinn! Meine Mutter ist todt! Ich habe ihre letzten Grüße bekommen; ein Zufall hat sie mir in die Hände gespielt. Sie ist todt, wie alle meine Verwandten.“

„Du irrst Dich, Bruno. Deine Mutter lebt. Sie war dem Tode nahe und schrieb damals einen Abschiedsbrief an Dich. Als es mit ihr besser wurde, fand sie für nöthig, die Rolle der Todten weiter zu spielen, weil sie so allen Verfolgungen Seitens der Regierung entging. Man hat Deinen Vater getödtet, sein Vermögen konfisziert und fürchtete, die Wittve Celli's könne Verrath an den Feinden des Gatten und Sohnes begehen. So hielt es Deine Mutter für besser, für gestorben zu gelten. Aber sie lebt, lebt in Verborgenheit und Noth und wird glücklich sein, wenn sie Dich noch einmal sehen kann. Willst Du mit mir kommen?“

„Ich will sie sehen. Komm, führe mich zu meiner Mutter! Laß mich unserm Hauptmann einige Worte sagen, damit er sich über meine Entfernung nicht beunruhigt. Die Genossen bleiben doch bis zum Abend hier, und wir können längst wieder zurück sein, bevor sie aufbrechen.“

Bruno Celli sprach mit dem Anführer der Bardarelli und drängte sich dann mit Giuseppe Piazzì durch die Menschenmenge in eine der Seitenstraßen, um durch diese bald aus der Stadt hinaus zu gelangen, welche damals wenig über zwölftausend Einwohner zählte.

Zahlreiche Häuser in den Straßen waren unbewohnt und halb verfallen. Es waren die Häuser von Flüchtlingen. Ganze Familien hatten die grausen politischen Wirren schon dahingerafft.

Vor einem Hause blieb Bruno stehen und fragte: „Wo sind die Saliceti?“

Piazzì suchte die Achseln. „Wo sind sie? Wo die Andern sind. Aber Dich interessirt

doch nur eine Person: Carolina. Sie lebt nicht mehr; Deine plötzliche Flucht, uns Allen unerklärlich, brach ihr das Herz.“

Bruno's Gesicht verfinsterte sich. „Du redest, wie Du es verstehst,“ versetzte er. „Gerade um ihretwillen ging ich, sie hat mich in die Berge getrieben; denn sie hat mich verrathen. Und während ich meine Seele für ihre Treue verpfändet hätte, war sie die Geliebte des Vichioni, eines der Todfeinde meiner Familie.“

„Hat Dir die unglückliche Carolina ihre Schuld selbst eingestanden?“

„Nein, eine solche Närrin war sie nicht, und dazu ist es auch gar nicht gekommen. Glaubst Du, ich hätte weitere Beweise nöthig gehabt, als die, die mir geboten wurden? Wenn ich heute daran denke, reißt es mir noch das Herz in Stücke! Ich kam des Abends nach dem Hause des Saliceti, wie immer in der Absicht, einige rasche Worte mit Carolina zu wechseln. Auch die Saliceti waren uns nicht freundlich gesinnt; die politischen Verhältnisse hatten fast alle Familien der Stadt untereinander verfeindet. Ich betrat in der Dunkelheit den Hausgang und sah unten, wo das Licht aus dem Garten in den Gang fiel, zwei Personen stehen: den jungen Vichioni und Carolina. Ich erkannte Beide genau. Unwillkürlich stockte mein Fuß. Da sah ich, wie Carolina und Vichioni sich in die Arme sanken und sich küßten. Ich riß meinen Dolch aus der Scheide und wollte hin, um den Schurken niederzustecken; aber eine Thür öffnete sich im Gange, und heraus trat eine Anzahl von Menschen. Das Paar verschwand im Garten, und ich eilte nach der Straße zurück. Aber der Nachedurst hatte mich gepackt, und ich möchte wissen, wer Fischblut genug hat, um ruhig zu bleiben in einem solchen Augenblick! Ich schrieb einen Brief an Carolina Saliceti, in dem ich ihr erklärte, daß ich Zeuge jener Scene gewesen sei, in dem ich sie verfluchte und ihr den Namen gab, den sie verdiente. In der Nacht ging ich in die Berge, und zwei Tage später gehörte ich zu den Bardarelli.“

„Mit diesem Brief hast Du das Herz Carolina's gebrochen. Sie war unschuldig, sie hat es mir noch auf ihrem Sterbebette versichert.“

Unter diesem Gespräch waren die Beiden weit vor die Stadt, in die Nähe des Celoneflusses gelangt, an welchem die Ruinen der alten Stadt Arpi liegen. Das furchtbare Erdbeben vom Jahre 1731, welches die ganze Provinz Capitanata schwer heimgesucht hatte, hatte den letzten Rest dessen, was in der alten Stadt Arpi noch nicht vollständig eingestürzt war, zerstört. Ein wirrer Haufen von Säulen, von Mauerstücken und steinernen Balken zeigte noch die Stätte, wo einst das mächtige Arpi gestanden.

Vor einem Trümmerhaufen machte Giuseppe Halt. Wilder Wein und Epheu wuchs zwischen den Steinen, und dichtes Buschwerk verdeckte eine morsche Thür, durch welche Piazzì eintrat.

Er sah sich nach Bruno Celli um, der zu zögern schien.

„Wo geht es hin?“ fragte Bruno.

„Es geht zu Deiner Mutter. Unter der Erde, in einer der unterirdischen Wölbungen ist sie verborgen und liegt auf dem Krankenlager. Du siehst, sie hat es in der Zeit, während Du weg warst, schlecht genug gehabt. Willst Du zögern, Deine Mutter zu sehen, oder hast Du Furcht? Ich gehe voran; Du bist bewaffnet, eine Bewegung Deiner Hand, und Du hast mich getödtet. Folge mir also unbesorgt!“

Bruno schien in der That einen Augenblick geschwankt zu haben. Aber die Erklärung des Freundes beruhigte ihn. Er folgte ihm durch eine Thür, die man nur gebückt passiren konnte, in einen dunklen Gang, der ziemlich stark abwärts führte.

Bruno Celli fühlte mit den Händen rechts

und links die Seitenwände des Ganges. Der Schall der Schritte des vor ihm gehenden Freundes diente ihm als Wegweiser. Hier und da rief Piazzì ein „Rechts!“ oder „Links!“, wenn man in Nebengänge abwich. Plötzlich hörte Bruno eine Thür zuschlagen.

„Was ist das?“ fragte er.

„Es ist eine Thür zugefallen, nichts weiter. Der Luftzug hat sie zugeworfen. Nur noch wenige Schritte, und wir sind am Ziel. — Rechts!“

Bruno wendete sich nach rechts. Seine Hand suchte aber vergeblich nach der Wand des Ganges, die sich doch im rechten Winkel fortsetzen mußte.

Er tastete einige Male vergeblich, ebenso nach links, und sagte dann: „Wir gehen falsch, Giuseppe! Wo bist Du?“

Keine Antwort erfolgte, aber man hörte in unmittelbarer Nähe wieder eine Thür zuschlagen. Dann war Alles still.

„Giuseppe!“ schrie Celli; „Hölle und Teufel, das ist Verrath! Wo bist Du?“

Aber vergeblich war sein Rufen; umsonst bat er, drohte er. Niemand antwortete ihm.

Er tastete umher und entdeckte, daß er in einem unterirdischen Raume sich befand, der indes nirgends einen Ausweg aufwies; überall stieß er auf Steine. An einer Stelle entdeckte er eine Thür, und an dieser arbeitete er wie ein Wahnsinniger mit Händen und Füßen, mit dem Gefäß seines Degens, mit dem Kolben der Pistolen, die er trug.

In seiner blinden Wuth feuerte er einen Schuß auf die Thür ab, sah aber im Aufleuchten desselben, daß sie zwar kein Schloß hatte, aber jedenfalls von bedeutender Dicke war.

Es war kein Zweifel: man hatte ihn in einen Hinterhalt gelockt, um ihn hier gefangen zu halten, und Giuseppe Piazzì, sein Freund, war der Verräther.

Nachdem Bruno Celli länger als eine Stunde getobt hatte, setzte er sich ermüdet und abgespannt nieder, um das Weitere zu erwarten.

Auf dem Festplatz in Foggia ging es überaus lustig zu. Man feierte ein wahres Volksfest, und die Helden des Tages waren die Bardarelli. Die Soldaten und das Volk tranken ihnen zu, aber Gaetano Bardarelli, das Haupt der jetzigen königlichen Truppe, sorgte dafür, daß seine Leute beim Trinken nicht den Verstand verloren. Er traute der Freundschaft mit den Soldaten und mit der Bürgerschaft nicht, er fürchtete die Heimtücke der Regierung trotz aller Verträge. Er, der früher selbst den Bourbonen gedient hatte, kannte ihre Gewissenlosigkeit und Tücke.

Der Nachmittag war weit vorgerückt; bald kam die Abenddämmerung. Gaetano Bardarelli wollte nicht bis zum Einbruch der Dunkelheit in der Stadt bleiben. Die Nacht ist keines Menschen Freund; am wenigsten konnte sich der ehemalige Brigantenhauptmann hier innerhalb der Straßen der Stadt wohl fühlen. Draußen auf freiem Felde, da war sein Revier, da fürchtete er sich nicht bei Tag und bei Nacht.

Der General Amato versuchte Bardarelli zurückzuhalten; dieser erklärte aber, er wolle nur noch eine halbe Stunde warten, bis Bruno Celli zurückkehre.

Die halbe Stunde verstrich, und Gaetano gab den Befehl zum Aufbruch. Das Pferd und das Gewehr Bruno Celli's sollte einer der Genossen mit sich führen. Sie wollten Abends aufbrechen, erklärte Gaetano dem General Amato, um schon beim Morgengrauen in den Bergen zu sein und dort ihre neue Pflicht, die Jagd auf die Räuber, zu beginnen.

Der General gab ihm mit den Truppen das Geleite bis vor die Stadt. Das Volk, welches neugierig nachdrängte, wurde von einer zweiten

Abtheilung Soldaten, die hinter General Amato marschirte, allmählig zurückgehalten.

Am westlichen Ausgang der Stadt befand sich ein kleiner Olivenhain und inmitten desselben die Trümmer eines verfallenen Schlosses.

Bis zu diesem Olivenhain geleitete General Amato Gaetano Bardarelli und seine Genossen, trotzdem der bisherige Brigant wiederholt gebeten hatte, zurückzubleiben, da er eine schärfere Gangart mit den Pferden einschlagen wolle. An dem Haine wendete sich Gaetano noch einmal um und verabschiedete sich mit Gruß und Handschlag von dem General. Eine schwere Last schien ihm vom Herzen zu fallen, als er jetzt das Kommando gab, den Pferden die Sporen zu geben.

Fünzig oder sechzig Schritt waren die Bardarelli dahingesprenzt, als von rechts und links aus dem Olivenhain Salven krachten, Kasse und Reiter stürzten. Zu einem wirren Knäuel ballten sich die Ueberlebenden zusammen, und dann machten sie Kehrt, um zurückzujagen.

Im nächsten Augenblick erhielten sie eine Salve von den Truppen des Generals Amato, der im Auftrage der Regierung diesen schmählichen Verrath an den ehemaligen Räubern verübte.

Rechts und links und nach rückwärts sahen die Räuber ihren Weg verlegt. Schuß auf Schuß krachte auf ihr Häuflein. Die letzten Ueberlebenden, fünfzehn an der Zahl, schwangen sich von den Pferden und eilten nach dem verfallenen Schlosse, wo sie sich verbargen.

Ihnen nach aber eilten die Verfolger. Ein Theil der Truppen blieb zurück und mezelte die verwundeten Räuber nieder, die auf der Landstraße lagen.

Unter den Todten, die bei der ersten Salve gefallen waren, befand sich Gaetano Bardarelli mit seinen beiden Brüdern.

Fünfzehn der Räuber waren in den Ruinen des Schlosses verschwunden. Man umringte den Trümmerhaufen und suchte nach den Entflohenen. Vergebens aber blieb alles Suchen; nicht eine Spur war von ihnen zu finden.

Schon ist die Truppe des Generals Amato nahe daran, den Trümmerhaufen zu verlassen, da fällt aus einem Kellerloch ein Schuß und tödtet einen der Soldaten. Ein Offizier, der in das Kellerloch hineinruft, die Flüchtlinge sollten sich ergeben, wird durch den Kopf geschossen und sinkt todt zu Boden.

Die Soldaten feuern ihre Gewehre in das Kellerloch hinein; aber tapfer wird von innen her geantwortet, und wer sich in die Nähe des Loches wagt, ist verloren.

Man besetzt jetzt den Trümmerhaufen ringsum; man untersucht jeden Zollbreit Bodens bei Fackelschein und entdeckt, daß dieses Kellerloch der einzige Eingang zu dem unterirdischen Gewölbe ist, in dem sich der Rest der Bardarelli verborgen hält. Es wird beschlossen, sie auszuräuchern wie die Füchse. Stroh, trockenes Holz und andere brennbare Stoffe, die recht viel Rauch verbreiten, werden herbeigeschafft, angezündet und in's Kellerloch hinabgeworfen.

Schuß auf Schuß kracht aus Rauch und Flammen heraus; aber wenn auch noch viele Soldaten fallen, ihre Kameraden stopfen mehr und mehr brennbare Dinge in das Loch hinein, und nach mehreren Stunden fällt kein Schuß mehr.

Erst am Morgen wagen sich einige beherzte Soldaten in den Keller, den man ununterbrochen unter Rauch und Gluth gehalten hat. Sie finden die Leichen der letzten Bardarelli, welche theils verbrannt, theils erstickt, theils durch die hineingefeuerten Schüsse getödtet sind.

An den Leichen kühlten die Soldaten, selbst nichts Besseres als Räuber, noch ihr Mäthchen. Man gab den Opfern des schmählichen Verraths einer feigen und ehrlosen Regierung nicht

einmal ein anständiges Begräbniß, sondern verscharzte sie auf freiem Felde.

Die ganze Handlungsweise bleibt ein Schandfleck für die Regierung der Bourbonen, der unausilgbar ist.

— — — — —
Viele Stunden — er wußte nicht, wie viele — hatte Bruno Celli in seiner Gefangenschaft gefessen, als er plötzlich auffuhr, denn eine Stimme rief wie aus weiter Entfernung: „Bruno Celli, hörst Du?“

„Ja,“ schrie der Eingesperrete mit dem ganzen Aufwand seiner Stimme, „ja, ich höre! Wer ist dort? Laßt mich hinaus!“

Die Stimme antwortete: „Preise Dich glücklich, daß Du hier bist! Soeben sind Deine Genossen bis auf den letzten Mann verrätherisch gemordet worden. Man wollte Dich retten; Du bist hier zu Deiner Sicherheit. Freunde brachten Dich hierher.“

„Wer bist Du?“

„Ein Freund von Dir, Du wirst Dich bis auf Weiteres verborgen halten; dann wird man Dir Gelegenheit zur Flucht geben. Fürchte nichts: kein Haar wird Dir gekrümmt! Lebe wohl und sei unbesorgt!“

Nach vielen Stunden schlief Bruno Celli ein. Als er erwachte, war er verwirrt durch einen Lichtschimmer, der in sein Gefängniß drang.

Er griff ängstlich nach seinen Waffen; aber es war Niemand in der Nähe. Er sah die Thür, an der er so vergeblich gearbeitet hatte, geöffnet, und von dieser mußte ein sehr kurzer Weg in's Freie führen, denn hier fluthete das Licht herein.

Bruno Celli näherte sich vorsichtig der Thür. Er fürchtete noch immer eine Hinterlist, er glaubte, man könne ihn beim Heraustreten überfallen. Doch ungehindert gelangte er in's Freie auf einen von Trümmerhaufen umgebenen Platz, wo Giuseppe Piazzini auf einem Stein saß.

Der Bewachte erhob sich, als Bruno aus den Trümmern hervortrat, und sagte: „Verzeihe mir, wenn ich Dich täuschte; es war das einzige Mittel, Dich zu retten. Deine Genossen sind sämmtlich ermordet worden; ich wußte, was man im Schilde führte, und wollte Dich retten. Lege Deine Waffen ab und nimm hier das Gewand eines Bauern. Ich führ' Dich hinüber nach dem Dorfe Ururi, wo Du Unterstützung und Gelegenheit zu weiterer Flucht findest. Hier lies die Abschrift der Proklamation, die General Amato erlassen hat. Er theilt darin die Vernichtung der Bardarelli mit und bedroht alle anderen Räuber mit gleicher Vernichtung, wenn sie sich nicht binnen einer bestimmten Frist ergeben.“

„So danke ich Dir mein Leben?“ rief Bruno. „Du Treuer! Und ich habe Dir noch vor Kurzem den Tod geschworen.“

„Laß das!“ lächelte Piazzini. „Du schuldest mir keinen Dank. Ein Anderer hat mich veranlaßt, Dich hierher zu führen. Mach rasch; ich werde Dir unterwegs erzählen, wem Du Dein Leben verdankst.“

Eine halbe Stunde später brachen Beide nach Südosten auf. Zwei Tage und eine Nacht wanderten sie, nur die nöthigsten Rastpausen machend, bis sie in Ururi anlangten.

Piazzini trat mit seinem Begleiter in ein Haus, wo sie eine alte Frau empfing. Piazzini flüsterte ihr einige Worte zu, und die Frau verließ das Zimmer.

Nach einiger Zeit öffnete sich die Thür wieder, und Bruno Celli schrie laut auf vor Ueberaschung und Schreck. Vor ihm stand der junge Richioni, der Mann, um dessentwillen er zum Räuber geworden war.

Er wollte sich auf ihn stürzen, als dieser mit einer Frauenstimme zu sprechen begann: „Du hältst mich auch jetzt für meinen Bruder, Bruno

Celli, so wie Du dies vor zwei Jahren thatest, als ich meine Freundin Carolina Saliceti aufsuchte, um in Verkleidung Abschied von ihr zu nehmen. Einer der Beamten des Königs hatte sein Auge auf mich geworfen, und mir drohte Furchtbares, wenn ich nicht floh. Ich habe hier in Ururi eine Zuflucht gefunden. Zu spät habe ich erfahren, daß Du meinen Abschied von Carolina Saliceti belauscht, daß Du mich für meinen Bruder gehalten hast. Carolina Saliceti, Deine verlassene Braut, ist die Gattin des Generals Amato geworden, gezwungen durch die Verhältnisse. Sie wußte, daß Du unter den Bardarelli Dich befindest; sie setzte es durch, daß man Dich von dem allgemeinen Blutbad, das man unter Deinen Genossen veranstaltete, ausnahm. Sie ließ Dich hierher bringen, damit Du Dich von ihrer Unschuld überzeugtest. Versuche aber nie wieder, Dich ihr zu nähern; es wäre Dein und ihr Unglück. Hier, nimm diesen Brief Carolina's, der Dir das Mittel zu Deiner Flucht angibt, und hier nimm dieses Geld.“

Einige Stunden später verließ Celli allein Ururi und schlug den Weg nach Süden ein.

Ein Jahr später erhielt Piazzini einen Brief, in dem ihm Bruno mittheilte, daß er glücklich nach Frankreich entkommen sei und hier eine bescheidene Existenz gefunden habe.

Männigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Stehlende Thiere. — Der alte „Pitaval“ erzählt uns eine sonderbare Anekdote. Einer der berühmtesten englischen Taschendiebe wurde im vorigen Jahrhundert in London gehängt und starb sehr reuig. Unter dem Galgen, als er sich von dem Geistlichen, der ihn auf dem letzten Gange begleitete, verabschiedete, schenkte er dem geistlichen Herrn sein einziges Besitzthum, nämlich einen zierlichen kleinen Hund. Der Geistliche nahm diesen Hund an sich und beschloß ihn gut zu halten, aber schon bei dem ersten Spaziergang über die Straße entdeckte er bei dem Hunde sehr sonderbare Kunstfertigkeiten. Der Hund sprang an Herren, die über die Straße gingen, in die Höhe, zog ihnen die Taschentücher aus der Tasche, ohne daß sie etwas davon merkten, und überbrachte dann die Taschentücher seinem neuen Herrn. Der Hund war zum Stehlen abgerichtet und hatte seinen früheren Herrn, den Taschendieb, bei seinen „Arbeiten“ unterstützt. Der erschreckte Geistliche übergab den Hund den Gerichten, und diese sorgten für die Tödtung des Thieres.

Mehr als hundert Jahre später spielte sich eine ähnliche Geschichte in Paris ab. Im Jahre 1890 brachte der „Figaro“ die Mittheilung, daß die Pariser Polizei einen Hund und zwar einen Jagdhund aufgegriffen habe, welcher von seinem Herrn dazu dressirt war, in den großen Modewaarenmagazinen Diebstähle zu verüben. Der Hund war darauf eingeeübt, in das Magazin hineinzulaufen und irgend einen Gegenstand, den er fortzuschleppen konnte, in das Maul zu nehmen und sich durch die Menge ungesehen bis zum Ausgang hinauszuminden, wo ihn sein diebischer Herr erwartete und ihm die gestohlene Waare abnahm. Der Hund ward auf frischer That ergriffen und festgehalten, seinem Herrn gelang es zu entfliehen. Die Polizei beschloß, das Thier tödten zu lassen. Diese Nachricht des Pariser „Figaro“ rührte das Herz einer russischen Dame in Petersburg. Sie sandte schleunigst hundert Franken an den damaligen Präsidenten Carnot und bat ihn, den Hund zu begnadigen; die hundert Franken sollten dazu dienen, den Schaden wieder gut zu machen, den der Hund angerichtet hatte. Die Kuffin wollte den Hund zu sich nehmen, um ihm seine verbrecherischen Neigungen abzugewöhnen. Die Absichten der empfindsamen Kuffin ließen sich aber nicht realisiren. Als ihr Gnabengesuch beim Präsidenten der Republik einlief, war der Hund bereits von Polizei wegen getödtet. Carnot schickte mit einem höflichen Entschuldigungsschreiben die hundert Franken an die russische Dame nach Petersburg zurück.

Die Londoner Taschendiebe haben auch wiederholt Affen als Gehilfen verwendet. Auf den Straßen Londons ziehen viele Italiener herum, welche sich mit ihren Affen produziren. Zwei Ganner verkleiden sich als Italiener, und einer von ihnen trägt auf der

Schulter oder im Brusttheil des Rockes einen kleinen Affen. Sobald die Gauner auf ihrem Wege einer Dame begegnen, welche reich mit Schmuckstücken behängt ist, erhält der Affe ein Zeichen, und schreiend und freischend stürzt er sich auf die Dame, der er auf den Hals oder auf den Hut springt. Die Dame ist tödtlich erschrocken und einer Ohnmacht nahe. Während der eine der Pseudo-Italiener sie von dem Affen zu befreien sucht, plündert sie der andere Gauner vollständig aus, indem er ihr, ohne daß sie es merkt, Brosche, Uhr, Armbänder u. s. w. abnimmt. Wenn die Dame sich von ihrem Schrecken erholt hat und bemerkt, daß sie von Taschendieben ausgeplündert wurde, sind die Gauner mit ihrem Affen längst über alle Berge. [D. K.]

Erziehung der Indianerinnen. — In der nordamerikanischen Union ist man schon seit längerer

Zeit zu der Einsicht gelangt, daß alle Bestrebungen, die Rothhäute zu civilisiren und seßhaft zu machen, völlig nutzlos sind, so lange nicht die „Squam“ des Indianers im Stande ist, den Pflichten einer wirklichen Hausfrau zu genügen.

Um nun die Indianerinnen in allen Obliegenheiten einer tüchtigen Hausfrau zu unterrichten, wurde von Seiten der Regierung ein Lehrpersonal geschaffen, das sich aus sogenannten „Feldmatronen“ zusammensetzt. Die ersten Anfänge dieses Instituts datiren aus dem Jahre 1865, indem in einem mit den Chippenways abgeschlossenen Verträge die Bestimmung getroffen war, jährlich eine Summe von 1000 Dollars auszuwerfen, um die Indianermädchen in allen Hausarbeiten genügend unterweisen zu lassen. Im Jahre 1868 fand mit den Sioux ein ähnliches Abkommen statt, und im Jahre 1891 ward

eine Summe von 6500 Dollars, die bald darauf eine Verdoppelung erfuhr, für sämtliche Indianer bewilligt, um ihnen Allen die Wohlthaten einer solchen Einrichtung zu Gute kommen zu lassen. Das Gehalt, welches man den „Matronen“ zahlte, betrug im Durchschnitt 60 Dollars im Monat.

Daß die geringe Zahl von Unterweiserinnen nicht für alle über die Union zerstreuten Indianer ausreichte, liegt auf der Hand, Nutzen von ihnen hatten bisher eigentlich nur mehrere Stämme in Nebraska, Neu-Mexiko und Arizona, bei denen sich Stationen für „Matronen“ befanden. Die Thätigkeit derselben muß sich jedoch wohl als eine segensreiche herausgestellt haben, denn die Verwaltung befürwortet energisch eine Vermehrung dieser Lehrkräfte.

Das Amt einer „Matrone“ besteht darin, die Indianerinnen in allen häuslichen Arbeiten zu unter-

Humoristisches.

Vorsicht.

(Die Tochter des Hauses hat auf dem Piano etwas vorgetragen.)

Mutter: Das war eine Phantasie von meiner Tochter!
Herr: Leidet sie schon längere Zeit an Phantasien?!



Angebrachte Vorsicht.

Richter: Haben Sie noch etwas zu bemerken, Angeklagter?

Angeklagter (Lebensversicherungsgesellschaft): Jawohl, ich...

Richter (einfachend): Das heißt, nur etwas, was auf die heutige Verhandlung Bezug hat, versichern lassen wollen wir uns nicht!



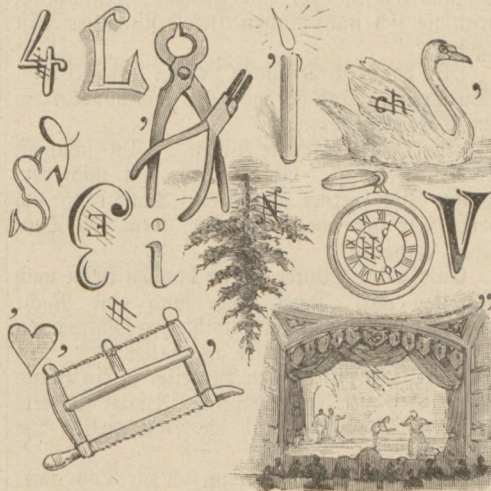
richten, ihnen bei der Einrichtung ihrer Wohnungen an die Hand zu gehen und sie in der Fürsorge für ihre Kinder zu unterweisen. Zu einem solchen Posten gelangen nur tüchtige, fleißige und gesunde Frauen, die durch eigene häusliche Pflichten nicht gebunden sind und die sich daher vollständig diesem schwierigen Berufe hinzugeben vermögen.

Die Instruktionen, welche die „Matronen“ erhalten, sind sehr in's Detail gehend, wie die folgende, von der Behörde erlassene beweist: „Die Matronen sollen die Indianerinnen lehren, wie ein Haus rein und in Ordnung gehalten, ventilirt, möblirt und geheizt wird; das Zubereiten von Speisen, das Einhalten regelmäßiger Mahlzeiten, Zuschneiden und Nähen von Kleidern, Waschen, Aufziehen von Hausthieren, Herstellen und Aufbewahren von Butter, Käse, Einmachen von Früchten, Anpflanzen von Blumen, Pflege der Kranken.“ Und noch eine Menge anderer Beschäftigungen sind in dem Programm enthalten. Daß Moral und Religion bei der Unterweisung nicht vergessen sind, versteht sich von selbst. [D. v. B.]

Bedenkliches Lob. — Ein Schauspieler dritten Ranges, der sich aber viel auf seine Leistungen zu Gute that, fragte einmal den berühmten Berliner Kritiker Kellstab, wie er ihn als Geist von Hamlet's Vater gefunden habe.

„Uebersaus natürlich,“ erwiderte Kellstab lächelnd. „Sie spielten den Geist in der That... zum Entsetzen!“ [M.]

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 37.

Auflösung des Bilder-Räthfels in Nr. 35:

bleib stets eingedenk: Dein bester Freund bist du.

Diamant-Räthsel.

		A								
		A	C							
		A	D	E						
		C	D	E	E					
	E	E	E	F	H	H				
	E	E	F	L	M	N	N		I	N
I	O	K	K	L	O	R	R		P	P
		O	P	R	R	R	R		P	P
				S	O	R	S		T	T
						T	T			

Die vorstehenden Buchstaben sind nach dem gleichen Muster und in der Weise zu ordnen, daß die wagerechten Reihen 1) einen Konsonanten, 2) ein Gewässer, 3) ein Fremdwort für Auspruch, 4) ein Raubthier, 5) einen Handwerker, 6) einen berühmten deutschen Chemiker, 7) eine europäische Hauptstadt, 8) ein Fremdwort für Gegengefang, 9) eine Gabe, 10) einen männlichen Vornamen, 11) einen Konsonanten bezeichnen, und daß die wagerechte und senkrechte Mittelreihe das Gleiche ergeben, einen berühmten deutschen Chemiker.

Auflösung folgt in Nr. 37.

Auflösungen von Nr. 35:

des Zahlen-Räthfels: 1-7 = Serbien (15372 = Wien; 45672 = Wien; 42632 = Beere; 3246 = Mebe; 4325 = Brei; 4523 = Bier; 3651 = Reis; 65127 = Fien; 16572 = Seime);
des Logogriffs: Ameise, Meise.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Buchdruckerei der
Thorner Ostdeutschen Zeitung, Ges. m. b. H. Thorn.
Redirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt
und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart.